

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Januar bis März 2010 [*Andrea Herrmann*]
- S.3 Zinn [*Cornelia A. j. Studer*]
- S.5 Für einen Moment [*Angelika Schranz*]
- S.9 Sturmtief Kyrill [*Karl Farr*]
- S.10 Zwei Luftballone im Weltall [*Thilo Bachmann*]
- S.11 Die Bänkelsängerin [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.12 Læsø- Briefe [*Edda Gutsche*]
- S.15 Eine Wende“falle“ [*Holger Hartenstein*]
- S.18 Abstoßung/ 50er-Jahre-Gedicht [*Clemens Schittko*]
- S.19 Schlaflose Nacht [*Angelika Schranz*]
- S.19 Schlaflos/ Alltag [*mary west*]
- S.20 Warnung! [*Bernd Wiebus*]
- S.21 Paradies/ Die Frühlingshexe [*Angelica Seithe*]
- S.22 Mein Stein [*Hans-Jürgen Gaiser*]
- S.23 Rezension: „Dein neues Leben – Ratschläge für Dein Leben in Deutschland“
von Luc Degla [*Andrea Herrmann*]
- S.24 Rezension: „Die Schuld, eine Frau zu sein“ von Mukhtar Mai [*Andrea Herrmann*]
- S.26 Rezension: „Die Bücherdiebin“ von Markus Zusak [*mary west*]
- S.27 Rezension: „Zur Bundeswehr“ von Heike Prassel [*Andrea Herrmann*]
- S.28 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

nach einem langen Winter naht endlich der Frühling! Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich habe hier im hohen Norden einen sehr langen und dunklen Winter durchgestanden. Dazu gehörte auch die 80-Stunden-Woche in meinem Hauptberuf. Daher kommt dieses Mal die April-Ausgabe etwas später heraus als sonst, ist aber zum Ausgleich auch wieder dicker.

Ich wünsche Ihnen viel Freude an der Frühlings-Ausgabe!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Tscharchie“ von Esther Bystrek

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Damm 20/21, D-38100 Braunschweig
oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch Januar bis März 2010

Gelesen habe ich Anfang des Jahres viel, aber die meisten Bücher haben mich so beeindruckt, dass ich mich tiefer gehend damit beschäftigt und sie ausführlicher rezensiert habe, siehe unten.

Hier im Lesetagebuch bespreche ich heute nur *Rosas Stimme* von Eduardo Belgrano Rawson. Dieses Hörbuch begleitete mich, während ich die Januar-Ausgabe des „Veilchens“ eintütete. Dieses Mal wieder ein Versuch meinerseits mit lateinamerikanischer Literatur. Der Roman handelt von der Invasion in der Schweinebucht im Süden Kubas im April 1961. Wie bei lateinamerikanischer Literatur üblich wird alles Negative breit getreten: Che Guevas Geiz, die technischen Macken der kubanischen Kampfflugzeuge, die Trostlosigkeit in der die kubanischen Flieger während ihrer tschechischen Ausbildung lebten,...

Interessant finde ich aber den Erzählstil. Es handelt sich um eine Kollage von Anekdoten über verschiedene Personen,

die wir kurzfristig sehr gut kennen lernen. Chronologie spielt keine Rolle, da wird in der Zeit vor- und zurückgesprungen. Denn das Ziel besteht darin, dem Leser die Hintergründe und die Atmosphäre dieses Ereignisses näher zu bringen, sowie die beteiligten Personen. Es geht um Stimmungen, das Drumherum, das in achteinhalb Stunden Hörbuch ein relativ kurzes historisches Ereignis aus verschiedenen Perspektiven betrachtet - einschließlich der Vorgeschichte. Kubanisches Lebensgefühl wird lebendig. Gelesen wird das Buch von Ursula Berlinghof und ich kann mich an keine angenehmere Lesestimme erinnern. Das warme Timbre allein könnte man ewig anhören. Es passt zur Radiomoderatorin Rosa mit der erotischen Stimme, zu grimmigen, bärtigen kommunistischen Kämpfern, zum drängenden Kommandanten am schnarrenden Telefon

Andrea Herrmann

Zinn

Anton Xaver empfand den Nebel nicht als grau, er erinnerte ihn eher an die glänzenden Stellen blanken Zinns. Irgendjemand hatte ihm mal gesagt, Zinn sei das Silber der armen Leute. „So ein Unsinn“, dachte Xaver. „Arme haben kein Zinn, und Silber kann nichts anderes sein als Silber.“

Anton Xaver dachte an den Becher, den er im Acker gefunden hatte. Er war zerbeult, sah alt aus, und wenn es nach Mary-Lena

gegangen wäre, hätte Xaver den Becher weggeworfen statt ihn so lange zu reinigen. Ja, selbst nach der sorgfältigen Aufbereitung war der Becher immer noch mehr erdschwarze Stellen als blankweißer Silberglanz an sich.

Mary-Lena wusste nichts von dem Becher. Anton Xaver hatte ihn in seinem Bastelschuppen, den Mary-Lena nie betrat. Er tat es weniger um ihr zu trotzen, sondern eher weil der Becher sich in seiner

Hand irgendwie besonders anföhlte. Worin diese Besonderheit lag, konnte er allerdings nicht sagen.

Lange war der Becher nur ein kleines harmloses Geheimnis für ihn gewesen, nun aber war das Geheimnis etwas, das ihn geradezu zum Staatsfeind machte. Jemand hatte ihm mal gesagt, dass nichts so viel Übel anrichte wie Unwissenheit und mangelnde Bildung.

Xaver dachte an seine unfreiwillige Altersweiterbildung. An Mary-Lena, wie sie sagte: "Du musst etwas machen nach der Pensionierung. Du kannst nicht den ganzen Tag auf dem Sofa sitzen." Was für ein Vorwurf! Immerhin war Anton Xaver nicht untätig: Er hatte seinen kleinen Garten und seinen kleinen Kartoffelacker und natürlich den Bastelschuppen. Aber vor allem im Winter, wenn die Erde schlief, war Xaver wohl für Mary-Lenas Geschmack ein wenig zu oft störend im Haus. So kam sie wieder mit ihrem "Bildung hält im Alter fit" Spruch. Sie schickte ihn dauernd in irgendwelche Volkshochschul-Kurse, die ihn nicht wirklich interessierten. Hauptsache sie konnte so lange ungestört im Haushalt arbeiten, ohne dass Anton Xaver ihr ins Handwerk dreinredete.

"Das Wesen der Zeitung" war zu Beginn gar nicht so übel. Man konnte eine Druckerei besichtigen. Die Maschinen gefielen ihm. Er hatte Maschinen immer gemocht. Nun gut, die Maschinen, die er 42 Jahre lang in der landwirtschaftlichen Genossenschaft verkauft hatte, waren freilich von anderer Art. Aber immerhin: Maschine ist Maschine. Der wenig erfreulichere Teil des Kurses bestand aus etwas, das sich "Artikelanalyse" nannte. Anton Xaver musste mit einem anderen Teilnehmer ein Blatt namens "Kultura" in Augenschein nehmen. Das war nicht gerade sein Leibblatt. Zu Hause las er den "Landkurier", die "Tierwelt" und das Informationsblatt der Pfarrgemeinde. Anton Xaver konnte sich nicht richtig auf

die Arbeit konzentrieren, er blieb ganz und gar an einem Artikel hängen zum Thema "Spektakulärer Keltenfund". Unter den Fundstücken wurde auch eine Schale gezeigt, die das selbe Motiv hatte wie sein Becher. Dieses seltsame ineinander gerankte Knotenmuster.

Anton Xaver begriff schlagartig, dass sein Becher nicht nur ein Stück alter Trödel darstellte, sondern eine Wertsache. Er las über die Schale, dass sie eine Grabbeigabe in einem Fürstengrab war. Nun, vielleicht lang in seinem Acker auch ein Fürstengrab. Ja, Anton Xaver stellte sich vor, wie in seinem Acker irgendein alter Fürst mit Kriegeraxt friedlich schlummerte. Anton Xavers Fantasie gab dem mutgemaßten Leichnam den Namen "Hencotorix". Ja, das klang für Xaver so richtig altheidnisch-archaisch. Für Anton Xaver war sicher, dass in seinem Acker so ein richtiger, uriger Urfürst lag, und er, Anton Xaver, war nun auch ein heimlicher Fürst, denn er hatte ja den fürstlichen Becher.

Anton Xaver wusste, dass er den Fund heimlich teuer verhöckern könnte, aber dass er dazu verpflichtet war zu melden, was er gefunden hatte.

Er überlegte, was nach der Meldung geschähe, wie Archäologen aus aller Welt in seinem Kartoffelacker herumwühlten, wie Dutzende von Journalisten sein Haus belagern würden etc. und sowieso, dann wäre es mit der Ruhe aus. Und den Becher, den Becher würde man ihm auch wegnehmen.

Aber Anton Xaver wusste um seine Staatsbürgerpflichten, die er immer ernst nahm. Eigentlich wollte er den Becher ja weder den Museen überlassen noch einem gutbetuchten Sammler. Denn sein Becher war seine Freude, seine heimliche Freude. Ach, hätte er doch nie von Wert und Herkunft des Bechers erfahren, offensichtlich schadete Bildung manchmal auch...

Anton Xaver sah zur Josefskapelle hinauf. In seiner Jugend hatte man ihm gesagt, dass dort früher einmal ein heidnischer Kultplatz gewesen sei.

Anton Xaver begab sich in die Kapelle, kniete nieder und vertraute sich dem Heiligen Josef an. Anton Xaver spürte die Ruhe und Stille des besinnlichen Ortes, diese Ruhe, die der Heilige nach Antons Meinung sicher allen gönnte, sicher auch einem wüsten, alten, toten Heidenfürsten. Ja, vielleicht wäre es ja eine Sünde, den toten Heidenfürsten und sein Grabzeug auszubuddeln, schließlich sollte auch der in Frieden ruhen dürfen. Und weil Anton den Fürsten nicht bei Behörden, Zeitungen und Archäologen verpetzte und niemanden als den Josef in das Geheimnis einweihte, würde der Heidenfürst Anton Xaver sicher auch seinen Becher als Dankgeschenk überlassen.

Anton Xaver verließ die Kapelle wieder. Er spürte den Dezember, wusste nicht, was er mehr darin spürte - das aufregende

schier unheimliche Dunkle heidnischer Raunachtstage oder den hellen Zauber der Vorweihnachtszeit. Wohl war es ein geradezu absurd zwiespältiges Gefühl, aber er fühlte sich getröstet von Gewissensbissen befreit.

Selbst Mary-Lena fiel zu Hause auf, dass ihr Anton in einer anderen Stimmung war als in den drückenden Tagen zuvor. Sie sagte: "Du bist so heiter heute, was hast du gemacht?" Er sagte: "Ich habe gebetet." In ihrer etwas herben Art erwiderte sie: "Du gebetet, du alter Heide?" Anton Xaver sagte nichts, er lachte nur in sich hinein, seine Welt war wieder im Lot.

Cornelia A.j. Studer

Ich wurde am 3.5.70 geboren und wohne in Hägendorf (Schweiz). Mein Ziel ist es, mit verbaler Klein- und Kleinstkunst Menschen anzusprechen. Zur Zeit bin ich als Text-Mitautorin in ein Projekt involviert, das versucht, Literatur mit Orgelmusik und Malerei zu verbinden.

Für einen Moment

Endlich Sonntag! Die ganze vorige Woche hatte es geregnet, der Handwerker hatte beim Verlegen der Fliesen in der Küche viel Staub aufgewirbelt, und meine Stimmung war genauso trübe wie das Wetter. Zwischen meinem Mann Bernd und mir herrschte mal wieder Funkstille. Was soll ich auch mit jemandem reden, der mich nicht versteht? Wenn ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht und ob ich zuerst den Baustellenstaub überall wegsaugen oder den Müll raus bringen soll, dann sagt er nur: „Dann machst du es halt morgen“ und sieht dabei nicht mal vom Fernseher auf. Er genießt stumpfsinnig seinen

Feierabend, ich weiß nicht mal, was das ist. Mein kleiner Sohn ist ein Energiebündel und fragt, wenn es gerade am meisten stört. Und wenn es nicht so läuft, wie er will, schreit und tobt er. Der neue Besitzer des kleinen Teeladens, in dem ich halbtags arbeite, scheucht uns herum, indem er dauernd dasselbe fragt und wir alles umstellen sollen; danach gefällt es ihm aber auch wieder nicht. Ich frage mich, was geschehen würde, wenn ich einfach nicht mehr da wäre und alles liegen bliebe.

An diesem Sonntag war ich also reif für die Insel. Während ich gerade im

Badezimmer das morgendliche Chaos beseitigte, die Hände klebrig von der Zahncreme, die er auf den Boden fallen lassen hatte, rief mein lieber Mann aus dem Schlafzimmer: „Schatz, wo hast du denn wieder meine Sportsachen hingelegt?“ Am Sonntagvormittag ging er jetzt regelmäßig in das neue Fitnessstudio nicht weit von uns, um sich fit zu halten. Er meinte: „Das wäre bestimmt auch etwas für dich, mein Schatz. Dann kommst du mal auf andere Gedanken.“ Als ob ich am Sonntagmorgen Zeit hätte, wo doch so viel zu tun ist. Außerdem brauche ich kein Studio, denn ich habe ja zwei Männer, die meine Fitness garantieren.

„Sie liegen genau da, wo sie immer liegen!“ rief ich zurück. Das ist fast immer die richtige Antwort. Oder: „Du hattest sie mir doch gestern Abend zum Waschen gegeben.“ Wo hat dieser Mann seinen Kopf? Dauernd muss ich für ihn mitdenken! Genau in diesem Moment brüllte Pascal aus dem Kinderzimmer: „Mama, wo sind meine Schuhe? Der Reißverschluss klemmt!“ Gerade wischte ich den Spiegel ab. Ich brüllte zurück: „Die Schuhe liegen an der Terrassentür und wegen dem Reißverschluss musst du kurz warten!“ Ich wusch meine Hände, während ich fühlte, dass mein Kopf knallrot wurde vor Hektik. Da hörte ich aus dem Kinderzimmer ein schreckliches Brüllen. Als ich hin rannte, hatte Pascal an seiner Lieblingshose den Reißverschluss abgerissen und plärrte. Ich hatte doch gesagt, er solle warten!

„Jetzt reicht's!“ schrie ich. „Muss ich mich denn um alles kümmern? Bin ich euer Dienstmädchen? Sieben Tage die Woche scheucht ihr mich herum und dauernd bin ich an allem schuld, was schief läuft! Es reicht!“ Ich stürmte an Bernd vorbei, der ratlos in der Schlafzimmertür stand, die Sporttasche an der Hand. „Was ist los?“ fragte er. „Es ist doch alles wie immer.“

„Eben deshalb!“ fauchte ich ihn an, schnappte mir den Autoschlüssel und stürmte aus dem Haus. Zurück blieben ein erstaunter Mann und ein heulendes kleines Monster.

Ziellos fuhr ich durch die Straßen, die am Sonntagmorgen verlassen dalagen. An unserem Bahnhof unterbrach ich meine Fahrt wie schon so oft. Ich liebe es, am Bahnsteig zu sitzen und in Gedanken weit fort zu fahren oder in die Gesichter der Menschen zu sehen. Nicht so sehr in die der Pendler, die in ihrem täglichen Trott gefangen sind wie ich selbst, sondern mich interessieren diejenigen, die eine wichtige Reise tun oder freudig aufgeregt sind. Ein junger Mann im nagelneuen Anzug, der zu einem Bewerbungsgespräch fährt und dauernd kontrolliert, ob seine Schuhe noch glänzen und der Knoten der Krawatte mittig sitzt. Die Schüler auf Klassenfahrt oder die Rentnergruppe, die lachend und schwatzend zur Tageswanderung aufbricht und genauso fröhlich wieder zurück kehrt. Am liebsten aber beobachte ich Liebespärchen, wenn er sie am Bahnhof abholt oder umgekehrt. Dieses strahlende Lächeln, wenn jemand ganz und vollkommen glücklich ist. Manchmal haben sie ein Erkennungszeichen dabei wie eine rote Rose oder einen weißen Schal. Dann weiß ich, dass sie sich aus dem Internet oder durch eine Kontaktanzeige kennen, und stelle mir vor, wie ihr Treffen wohl verlaufen wird. Sind sie enttäuscht voneinander? Oder haben sie die Liebe ihres Lebens gefunden? Ich finde es sogar schön, wenn sie sich weinend verabschieden und so lange umarmen, bis der Zugbegleiter unruhig wird und zum zweiten Mal pfeift. Denn sie werden sich wiedersehen und wieder mit diesem strahlenden Lächeln begrüßen. Nur mich vermisst niemand, und keiner freut sich auf mich. Ich bin nur dazu da, ihnen zu sagen, wo sie was hingelegt haben, und hinter ihnen aufzuräumen.

Heute Morgen war noch nicht viel los: Über den Bahnsteig trieb eine leere Papiertüte und ein Spatz hüpfte am Boden um einen Papierkorb herum. Und ich hatte Hunger, denn das Frühstück fiel für mich ja aus. Daher ging ich zum Bäcker zurück, um erst einmal eine Tasse Kaffee zu trinken und eine Kleinigkeit zu essen. Einige Frühaufsteher warteten wie ich

geduldig am Stand auf ihre Brötchen. Nach fünf Minuten war ich bestens versorgt mit dampfendem, duftendem Kaffee und einer knusprigen Butterbrezel. Ich postierte mich an einen der Stehtische unweit der Verkaufstheke, von wo aus ich den Bahnsteig von Gleis eins überblicken konnte sowie die anderen Stehtische und den Vorplatz vor dem Kiosk. Ich konnte in Ruhe meinen Kaffee trinken und ohne gestört zu werden genüsslich die Brezel zerbröseln, was mir zu Hause selten gelang. Und die Menschen beobachten. Offensichtlich würde bald ein Fernzug abfahren, denn immer mehr Reisende mit großem Gepäck postierten sich am Gleis. In einiger Entfernung entdeckte ich unsere Nachbarn, die sich mit einem jungen Mann unterhielten, der mit dem Rücken zu mir stand. Ich frühstückte fertig und ging hinüber, um sie zu begrüßen.

Försters, so heißen unsere Nachbarn, wohnen vier Häuser weiter in unserer Straße, sind beide pensioniert und ständig auf Reisen. Wenn sie mal daheim sind, haben sie immer etwas zu tun, im Garten oder am Haus. Angeregt in ihr Gespräch vertieft bemerkten sie mich erst, als ich bei ihnen stand und sie ansprach: „Wir haben uns lange nicht gesehen! Und ausgerechnet hier kreuzen sich unsere Wege!“

„Was führt Sie denn so früh auf den Bahnhof, Frau Arnold?“ fragten mich die Försters.

„Ich hatte zu Hause etwas Ärger mit meinen beiden Männern und bin geflüchtet, um mich zu beruhigen“, antwortete ich ihnen.

„Männer können schon ziemlich anstrengend sein“, bemerkte Frau Förster schmunzelnd und mit einem Augenzwinkern in Richtung ihrer Begleiter.

Der junge Mann widersprach lachend: „Aber manchmal seid ihr doch ganz froh, dass ihr uns habt, oder!“ und wandte sich mir zu. Seine schwarzen Augen funkelten mich schelmisch an. Sein braun gebranntes, markantes Gesicht erinnerte an Tom Cruise und die dunklen Haare durchzogen einzelne graue Strähnen. Er

lachte und wir wurden alle drei davon angesteckt. Vor lauter Lachen wurde ich rot. Oder lachte ich, um mein Rotwerden zu überspielen? Warum war ich diesem Mann zuvor nicht begegnet?

Sein Blick glitt an mir herab und mir wurde peinlich bewusst, wie ich vor ihm stand. Ohne Make-up, meine schulterlangen Haare mit einem Gummi locker gebündelt, in Jogginghosen, die schon bessere Zeiten gesehen hatten, einer alten Strickjacke, die immer im Kofferraum des Autos liegt, und Birkenstocksandalen. Dass ich nun selbst verlegen an mir herunter blickte, schien ihn zu amüsieren.

Frau Förster half mir, indem sie uns einander vorstellte. Sie erklärte mir stolz: „Das ist unser Sohn Jan, der sich in der Welt herumtreibt. Er ist Flugkapitän bei der Lufthansa.“ Traurig fügte sie hinzu: „Immer auf der Durchreise und nie lange genug zu Hause.“

Die Lautsprecheransage hielt die Zeit an, indem sie verkündete, dass sich der ICE aus Frankfurt mit Weiterfahrt nach Hamburg um zehn Minuten verspäten würde.

Dieses Kribbeln im Bauch hatte ich ewig nicht gespürt und bitter vermisst. Normalerweise war ich immun gegenüber dem anderen Geschlecht - meine zwei anstrengenden Exemplare daheim genügten mir. Seine Ausstrahlung jedoch wirkte magnetisch auf meinen Blick und meine Gedanken. Er tat so als merke er es nicht, indem er sich angeregt mit seinem Vater unterhielt. Sicher wirkte er auf alle Frauen so.

Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich nicht zu ihnen gehörte, auch wenn ich es gerade eben noch so empfunden hatte. Sie bemerkten gar nicht, dass ich sie mit ihrem Abschied alleine ließ. Ich ging hinüber zum Kiosk, um noch Zeitungen zu kaufen. Nun kam die Durchsage, dass der ICE demnächst an Gleis eins einfahre. Ich sah die Försters am Bahnsteig stehen, wo der Zug gerade gehalten hatte und Reisende ein- und ausstiegen. Innig umarmten sie ihren Sohn, der sich mir nun kurz

zuwandte und mir ein letztes Mal mit seinen funkelnden Augen zulächelte. Dann stieg er ein, winkte beim Einsteigen seinen Eltern fröhlich zu und verschwand. Grausam drängte der Pfiff zur Abfahrt, die Türen schlossen sich. Ich sah in Gesichter, die fröhlich lachten, aber auch in jene, die jetzt schon den Abgereisten vermissten.

Ich würde versuchen, diesen Blick aus den schwarzen Augen und das Kribbeln in meinem Herzen zu verschließen und wenn mir mal wieder alles zu viel wird, behaglich daran zurück zu denken. Nach Hause zu gehen, dazu hatte ich gar keine Lust. Wer wusste, was mich dort wieder erwartet? Ich setzte mich auf eine Bank, um meinen Gedanken nachzuhängen.

Tröstend drückte Herr Förster seine Frau an sich und sie gingen hinein in die Bahnhofshalle. Plötzlich erschienen sie mir so einsam wie ich selbst. Musste es nicht schrecklich sein, einen Mann wie diesen Jan zu haben? Zwei Tage lang ist er zu Hause, ansonsten tourt er durch die Welt und wird von fremden Frauen angeflirtet. Sicher bin ich nicht die Einzige, die sein Charme verzaubert. Ist er denn überhaupt treu? Bei Bernd kann ich mir sicher sein, dass er sich nach keiner anderen umdreht. Naja, und die anderen nicht nach ihm. Eigentlich ist er gar nicht so übel. Dieser Jan sagt doch sicher auch oft: „Dann machst du es halt morgen“. So verschieden sind die Männer gar nicht, und vielleicht war ich auch ein wenig mit schuld daran, dass die Wogen heute Morgen so hoch schlugen.

Meine kleine Familie fragte sich bestimmt schon, wo ich abgeblieben war. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass schon 11 Uhr war. Oh je, die Parkuhr! Ich hatte ganz vergessen, Münzen nachzuwerfen.

Hoffentlich hatte ich keinen Strafzettel bekommen! Jetzt wurde es ungemütlich. Am Auto angekommen stellte ich fest, dass ich Glück gehabt hatte. Zehn Minuten später war ich wieder zu Hause. Kaum hatte ich die Türe aufgeschlossen, sprang mir schon Pascal entgegen. Es sprudelte aus ihm heraus: „Mama, ich dachte schon, du kommst gar nicht mehr, weil du so wütend warst. Ich habe mein Zimmer aufgeräumt und Papa Staub gesaugt. Und wir haben Essen gekocht!“

Gerührt nahm ich ihn in die Arme und küsste ihn.

Bernd kam aus der Küche und fragte: „Na, Schatz, hast du dich wieder beruhigt?“ So ist er eben. Und gleich hieß es: „Hast du mir wenigstens die Sonntagszeitung mitgebracht?“

„Liebling“, säuselte ich mit einem Lächeln, „habe ich sie jemals vergessen?“

Er runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Übrigens kann er sehr gut kochen, wenn er sich Mühe gibt. Auch ansonsten ist er gar nicht so übel.

Angelika Schranz

geb. am 15.1.1955 in Marburg an der Lahn, wo ich auch heute noch mit meinem Mann und beiden Kindern lebe.

Ich habe Spaß am Schreiben und versuche, die vielen Gedanken und Eindrücke aus meinem und unserer aller Leben in Gedichten, Erzählungen und Kindergeschichten noch einmal aufleben zu lassen.

Einige Veröffentlichungen in Anthologien. Mein Gedicht „Liebe“ wird in den kommenden Sammelband der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte aufgenommen. Das Gedicht „Sturm“ in der Edition der Brentano-Gesellschaft Frankfurt.

Sturmtief Kyrill

Im Stadtwald gehe ich täglich spazieren, dort kenne ich jeden Baum. Nun im Januar riecht der Wald würzig nach feuchtem Laub, säuselt verschlafen vor sich hin und weint Regentropfen. Manchmal denke ich, wie viel länger die Bäume leben als wir Menschen, wie viele von uns Ameisen sie unter sich spazieren gehen sehen, bevor sie selbst das Zeitliche segnen. Manche der Eichen im Stadtpark sind über zweihundert Jahre alt!

Nach meinem täglichen Nachmittags-spaziergang kam ich heim, brühte wie immer einen Kaffee auf und schaltete das Radio an. Dort warnten sie vor einem Sturmtief namens „Kyrill“. Hohe Windgeschwindigkeiten sollte es mitbringen, es würde gefährlich – auch bei uns in Essen. Die Reklametafel am Haus gegenüber klappert bei jedem Umschalten der Anzeige, bei Wind schlägt sie rhythmisch gegen die Mauer wie eine Abrissbirne. Ich hatte „Twister“ im Kino gesehen – und wie einen Tornado stellte ich mir Kyrill vor. Ich wollte weg, koste es was es wolle!

Ich wählte die Nummer der Informations-Hotline des Düsseldorfer Flughafens. Es meldete sich eine weibliche Stimme und ich fragte, ob überhaupt noch Flugzeuge starteten. Trotz des beginnenden Sturms habe gerade eine Maschine abgehoben, versicherte mir die Dame. Ich beschloss, zu packen und zum Flughafen zu fliehen. Doch während ich eilig Socken und Kulturbeutel in eine Reisetasche warf, hörte ich durch den Rundfunk, dass keine Bahnen mehr fahren. Der Sturm hatte die Oberleitungen heruntergerissen und ein Auto besaß ich keines. Ich saß also in dieser verfluchten Stadt fest!

Für alle Fälle stellte ich die halb gepackte Tasche neben das Bett und setzte mich in die Küche, um im Radio den Weltuntergang zu verfolgen. Schon bald machte mich dies nervös und ich begann,

die Küchenschränke aufzureißen und die Lebensmittel zu zählen. Wie lange könnte ich durchhalten, ohne das Haus zu verlassen? Zwei Wochen, wenn die Wasserversorgung nicht abbrach. Ab der zweiten Woche gäbe es aber kein frisches Obst mehr.

Schließlich war es dann soweit. Es heulte und jaulte stoßweise um die Straßenecken der Großstadt. Die ersten Dachziegel zersplitterten unten auf der Straße und der Wind zerrte an Leuchtreklamen und Baugerüsten, die sich ächzend tapfer wehrten. An meinem Fenster trieben innerhalb kurzer Zeit mehrere Plastik- und Papiertüten vorbei, ein Ast und ein wirbelndes buntes Windrädchen. Ich fragte mich, ob irgendetwas wichtig genug sein konnte, dass man bei diesem Sturm die Wohnung verließ. Nicht für mich!

Zwischendurch versuchte ich zu lesen. Vergeblich. Also schaltete ich das Radio wieder ein und damit die viertelstündlichen Warnungen, zu Hause zu bleiben. Auf der anderen Straßenseite verlor die Reklametafel ihren Kampf und polterte in die Häuserschlucht, auf irgendeinen PkW. Nun plagte mich ein Geräusch weniger. Irgendwann legte ich mich zum Schlafen nieder.

Am nächsten Tag, einem Samstag, war der Himmel wieder blau und alles friedlich. Ich beschloss, mir selbst ein Bild von dem entstandenen Schaden zu machen. Zunächst frühstückte ich und hörte, dass sie vor dem Betreten von Waldgebieten warnten. Entwurzelte Bäume könnten nachträglich noch umstürzen. Ich zog mich an und ging hinüber zu meinem Stadtwald, ohne ihn zu betreten. Da lagen Bäume über dem Weg, die der Sturm entwurzelt und umgeknickt hatte. Die Stämme waren teilweise zerfasert. Ich blinzelte. Gestern noch waren diese stolzen Eichen und Kastanien senkrecht himmelwärts geragt

als könne nichts ihnen etwas anhaben. Und nun hatte Kyrill wie eine Berserkeraxt hier gehaust und die stolzen Bäume wie Zahnstocher abgebrochen.

Schnell verließ ich das Gelände und ging auf einem Weg parallel zum Wald in die nächste Ortschaft. Überall dieselbe Verwüstung und dazu noch verstreuter Müll. Inzwischen wurde es Nachmittag und viele andere Leute waren unterwegs,

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Zwei Luftballone im Weltall

Die Luftballone haben es in sich und fliegen mit Fäden für immer aneinander gefesselt über Dächer, treiben es kunterbunt, verdrängen einander. Ein paar verbleiben am Boden, röchelnd selbstgefällig grinsend und denken sich ihren Teil oder lachen über die vorwitzigen anderen in der Luft, herumtänzeln, sich ineinander verstrickend, aneinander zerrend sich überschlagend. Es treibt sie über Dächer und Autobahnen vorbei.

Auf einmal reißen sich zwei der Luftballone los und sausen mit hoher Geschwindigkeit in das Weltall hinaus, immer weiter und weiter und erreichen nach einer Woche den Uranus. Dort angekommen werden sie von einer Phalanx von mit Streitaxt, Speeren, mit an einem Draht befestigten schweren Kugeln von spitzen Stacheln bestückt, mit Felsbrocken bewaffneten Frauen und Männern aufgehalten und gefragt, was sie hier zu suchen haben.

Der eine der Luftballons - Werner mit Namen - antwortet: „Wir wollen auf den Pluto, das ist er doch?“ Eine der Frauen, die eine gepanzerte Rüstung trägt, an deren rechten Seite eine recht handliche Streitaxt an einem Gürtel steckt, erwidert: „Ihr seid

um die Schäden zu betrachten. Schließlich fuhr ich mit der Tram heim.

Abends wollte ich zu einer Literaturlesung nach Düsseldorf, aber es fuhr noch immer kein Zug. Stattdessen bot man einen Schienenersatzverkehr mit dem Bus. Unversehrt kam ich hin und wieder zurück. Der Spuk war vorüber, doch der Stadtwald war nicht mehr derselbe.

hier auf dem Uranus. Wie? Pluto sagst du? Von dem haben wir noch nie gehört. Aber die Erde kennen wir, ihr seid von dort. Verschwindet sofort wieder, sonst bekommt ihr unsere Waffen zu spüren. Oder habt ihr keine Angst vor uns?“

Der Andere, der Roland, sagt dreist: „Also das ist also der Uranus, ein sonderbarer Name. Hier gefällt es uns nicht: lauter Krater, schwarzes Gestein und riesige Furcht erregende Formen von Felsbrocken. Laßt uns weiter reisen.“

Beide machen sich wieder davon und fliegen in Richtung Pluto, obwohl sie nicht wissen, ob sie ihn jemals erreichen werden.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Die Bänkelsängerin

Die Bänkelsängerin Friederike von Beresheim aus Mannheim wurde im Rotkreuzkrankenspital in der Nähe eines jüdischen Friedhofes nach einem Autounfall auf der A1 eingeliefert. Gleich darauf wusch sie die diensthabende Nachtschwester.

Der Arzt Dr. Kann kam und nahm ihr für das Labor Blut ab und bekam Infusionen, jetzt erst wurde sie bewusstlos. Sonderbarerweise war der Alkoholspiegel im Blut sehr hoch. Infolge schlief sie fest und röchelte.

An ihrem linken Bein befand sich eine geschwollene Stelle, es quoll Blut heraus. Mannheim, die schöne Stadt der Musik. In Salzburg und in Wien war sie auch einmal. Der Arzt brachte eine Platte – es wurde ein Röntgenbild angefertigt.

Die Schwester leugnete nie. Aber ab und zu musste sie zur Psychoanalyse, so einmal in der Woche – das hatte andere Gründe. Es gab Folgeschäden eines chirurgischen Eingriffes bei einer Patientin, welche hier vor etwa 8 Monaten an der Hüfte operiert wurde. Dies machte Schwester Ingeborg jetzt noch zu schaffen... Vom nahen Friedhof, dem jüdischen, schlug die Turmuhr 12 Uhr. Die Geisterstunde begann. Es leugneten die Wolken, dass es Nacht war.

Sie wollten nicht in Mannheim bleiben. Die Operanten sind sich der Folgeschäden sehr bewusst.

Friederike sang nicht mehr wie eine Bänkelsängerin. Dr. Bernhard Kann konnte es nicht glauben – nach einer Stunde sah man im Blutbefund, welcher schlechte Leber- und Glukosewerte anzeigte: 580 mg/dl Blutzucker. Noch eine Kochsalzlösung einer Infusion.

Inzwischen hatte Dr. Kann die Wunde am Bein gereinigt und verbunden.

Im Harn zeigte sich Keton. Ein Schockzucker durch den Unfall. Ein Pfleger kam um 3 Uhr nachts ins

Krankenzimmer, um Friederike von der Infusion zu befreien. Sie atmete ruhig.

Es war ein gemütliches Zweibettzimmer. Die andere Patientin schlief fest. Ihre Hüftoperation hatte einen guten Verlauf genommen. Plötzlich schlug Friederike die Augen auf und bat um ein Glas Wasser, welches sie rasch bekam. Fieber hatte sie keines.

„Wo bin ich denn hier, wo ist Balduin, mein frommes Hündlein?“ Der Pfleger Ingo nahm Friederike das leere Glas aus der Hand – stellte es auf das Nachtkästchen. und meinte: „Der Hund ist bei Ihrer Cousine gut aufgehoben. Wenn es Ihnen besser geht, wird sie Sie hier besuchen. Versuchen Sie noch ein paar Stunden zu schlafen – das wird Ihnen gut tun.“

„Wie hoch ist mein Blutzuckerspiegel derzeit?“ fragt Friederike den Pfleger. Dieser sagt: „Na ja, so um die 260mg/dl. Sie müssen froh sein, dass bei dem Autounfall Ihnen nicht mehr passiert ist. Dr. Kann ist zuversichtlich, dass Sie, Frau von Beresheim, wieder ganz gesund werden. Sie sind hier in guten Händen.“

Nach einigen Tagen ging es Friederike schon besser. Die Blutzuckerwerte besserten sich zusehends aufgrund der Infusionen. Feste Nahrung konnte sie wieder zu sich nehmen. Schon nach 15 Tagen wurde Friederike nachhause entlassen. Mit dem Trinken hat sie seitdem völlig aufgehört. Alkohol schmeckt ihr nicht mehr.

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Læsø-Briefe

1. Brief

02. November 2001

Lieber H.!

Was für ein seltsamer Abend! Im Restaurant bin ich der einzige Gast und wieder einmal mit mir selbst in bester Gesellschaft. (Wenn Du wüsstest, wie sehr Dich diese beiden Ichs lieben!) Die Kellnerin, optisch als solche nicht zu erkennen, musste ich erst einmal vom Spielautomaten loseisen. Ich sitze am Fenster neben ein paar Töpfen mit üppigen Kunstblumen. Auf dem Bild an der Wand kämpft sich ein Viermaster durch die tosende See. Draussen heult der Wind und zerzaust einen gelblichen Strauch. Aus dem Strauch ragt eine Laterne heraus. Sie trägt einen flatternden Rock. Weiter unten döst der Hafen in der grünen Dunkelheit. Rote Lichter, gelbe Lichter. Die Laterne tanzt immer heftiger....

...Inzwischen habe ich ein fades Dänisches Bøf verspeist. Monet hatte recht mit seiner Feststellung, dass Dänemark zwar ein hübsches Land, das Essen jedoch nicht mehr als geniessbar sei... Gerade läuft die Fähre ein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass am Sonntag um diese Zeit noch jemand ankommt. Die Inselmänner haben sich längst in der Gaststube versammelt und heben einen. Übrigens sagt man den Leuten hier nach, dass sie ihre Insel fast nie verlassen, weil ihnen die 90 Minuten Überfahrt nach Frederikshavn zu beschwerlich sind.

2. Brief

03. November 2001

Lieber H.!

Die Insel hat Charakter durch ihre Tanghäuser. Leider sind nicht mehr viele davon übrig. Im Norden gibt es Sandfluchtplantagen, die gar kein Ende nehmen. Für einen verirrtten Troll ein grüner, borstiger Teppich. Daneben und dazwischen Heideflächen. Ich habe noch nie mit Dir im Heidekraut gelegen! Stell Dir vor, Du wärst der rauhe Seewind, der mich, das Heidekraut, beugt und biegt. Und wie ich Dich begehrte: heftig, sanft, ungestüm, jähzornig, ungeduldig, lämmchenhaft, fordernd, leidenschaftlich, selbstvergessen... Ich will immer Dein warmes, duftendes Heidekrautbett sein. Zerreiße meine lila Blüten zwischen Deinen Fingern! Du mein verschnürtes Traumpaket, das meistens dort wartet, wo ich nicht bin! Lass Dich in mich hineinfallen!

Heute nachmittag sehe ich die Gaststube bei Tageslicht, sofern in dem Dunst von Sehen überhaupt die Rede sein kann. An der Wand hinter der Theke prangen wichtige Hinweise: **Gäste werden gebeten, die Wirtin zu wecken, bevor sie gehen.** Sie schläft aber nicht, sondern kocht für mich Kaffee. (So vermute ich, denn es dauert verdächtig lange!) **Bierhunde dürfen mitgebracht werden!** Wenn Du ein Hund wärst, dann wärst Du auch ein Bierhund, nicht wahr? Ich dürfte Dich dann in der Gaststube unter dem Tisch verstauen unter der Bedingung, dass ich Dir mindestens einen Fressnapf voller Tuborg hinschieben würde. (Eine Flasche pro Napf?) Unter dem Bierhundeschild hängen allerlei Weisheiten, z.B. "Dirty old men need love too." – Bekommen sie ja auch, wenn sie Glück haben. Man denke an Dimitri... Die anderen Wände der Gaststube sind mit den Namensschildern der Schiffe dekoriert, die die hiesigen Kapitäne auf Grund gesoffen haben. Ich bewundere den Geruchssinn der Insulaner! Soeben wurde festgestellt, dass es appetitlich nach Kaffee rieche.

Und das in diesem Qualm, wo ich einen Hustenanfall nach dem anderen bekomme. Welch empfindsame Nasen! Ich nehme - endlich! – mein Tablett in Empfang und steige hinauf in mein Zimmer. Den Weg zu finden ist kinderleicht: Man folge dem Schild "Toiletten".

3. Brief

04. November 2001

Lieber H.!

Da die Insel nichts wirklich Schönes bietet, habe ich es wieder einmal richtig gut mit mir selbst. Kein Wunder – bin ich doch meine beste Freundin. Ich schwimme in mir. Ich bin Schilf und Wasser, Feld und Erde, Wiese und Baum. Ganze Wälder und Äcker sind in mir und ich bin in ihnen. Grenzen gibt es nicht – nur mich in allem und alles in mir. Ich lehne mich gegen den Sturm, der mich nicht umbläst, weil ich auch Sturm bin. Will ich Regen sein, dann regne ich eben. Mein Leben ist ein Fest. Und wie ich spüre, dass ich lebe! Beinahe kann ich es anfassen! Ich lebe meinen Körper, meine Seele. Nur Du fehlst mir! *Deinen* Körper und *Deine* Seele jetzt zu besitzen, wäre vollendetes Glück – kaum auszuhalten! In lauter Einzelteile würde ich zerfallen, mich in Dir wiederfinden und mit Dir aufsteigen wie Phönix aus der Asche. (Immer, wenn ich an Dich denke, denke ich mit dem ganzen Körper an Dich...)

Hast Du mal probiert, dich mit dem Kopf genau an den Fuss einer Kiefer zu legen? Man hat dabei das Gefühl, dass sie einem aus der Stirn wächst! Und man selbst wächst weiter in ihrem Stamm, höher und höher, bis man beinahe schon die Wolken zu sich herunterziehen kann, um sich in frostigen Nächten damit zuzudecken. Der Kopf – die Krone – ist dauernd in Bewegung, verflüstert sich mit dem Wind und guckt dabei in alle Richtungen. Manchmal singt der Baum und wiegt sich dazu im Takt. Dann fällt es schwer zu glauben, dass es nicht auch glückliche Bäume gibt.

4. Brief

05. November 2001

Du mein Lieber – Liebster – Geliebter,

ich danke Dir für den Scheck! Und könnte ich mich für *Dich* bedanken, dann würde ich es auch noch tun! („*Sagt, wem gebühret mehr Ehre, dem Sänger oder dem Besungenen?*“)

Wieder Sturm. Regen prasselt gegen die Fensterscheiben. Die Laterne hat wieder ihren wehenden Rock an. Im Sommer ist er geblüht. Übrigens ist der Viermaster seit Sonntag überhaupt nicht von der Stelle gekommen, obwohl der Wind von hinten die Segel bläht. Ich sitze wieder allein im „feinen“ Raum des Gasthauses neben den Kunstblumen. Sechs rote Lampen spenden spärliches Licht. Ich stelle mir vor, mit Dir am Kamin zu sitzen und Dir Geschichten zu erzählen. Hörst Du die Buchenscheite knistern? In Wirklichkeit habe ich nichts als krüppelige Kiefern, magere Eichen und gelbbelaubte Birken gesehen. Manche Blätter machen sich gar nicht erst die Mühe, sich zu verfärben, und rieseln einfach von den Zweigen. Am Boden lauter Raschellaub. Tausende winziger Blechdosen, die im Wind vor sich hinklappern. Weisst Du, was merkwürdig ist? Ich habe in der hiesigen Einöde tatsächlich ein paar heimliche Wege und Gärten gefunden. Ich gehe darin wie auf weichen Kissen. Sie kommen mir bekannt vor, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen. Sie öffnen innere Türen, aus denen Gedanken hervorhuschen, die zu Versen reifen. - Wie Obst!

Soeben habe ich den einstündigen Kampf gegen eine Scholle gewonnen! Mein Teller sieht aus wie nach einer Seeschlacht. Ich werde das kultivierte Fischeessen wohl nie erlernen! (*„Wie sollen der Herr Konsul mich auch lieben, wo ich doch meinem groben Wesen nicht Einhalt zu gebieten vermag und Euch wieder und wieder bei Tische blamiere? Zwar habt auch Ihr ein Fischbein über die Tafel gespieen, das nur um Haaresbreite am Salzfass der Gräfin K. vorbeiraste, doch wird man es Euch wohl oder übel nachsehen...“*)

5. Brief

06. November 2001

Lieber H.!

Um halb neun hat das Dorf seine Augenlider zugeklappt. Die meisten Häuser schnarchen und der Wald liegt schon lange im Tiefschlaf. Ich würde es nicht wagen, ihn zu wecken. Vesterø ist jetzt beinahe schön. Der Mond wacht darüber, dass alles unberührt bleibt. Wäre ich die Strasse, dann könnte ich die ganze Nacht draussen bleiben und den Mond in meinen Pfützen spiegeln. Gestern war er noch voll... Horch! – Ein Gartentor öffnet sich! Nur einen Spalt breit! Dahinter gewahre ich einen geheimnisvollen Schatten. Sicher ist es ein Traum, denn jetzt ist die Zeit da, wo die Träume erwachen. Die Sterne am Himmel sehen aus wie winzige Leuchtkäfer, die in einem Spinnennetz gefangen sind, das ziemlich niedrig über der Erde hängt. Der Mond zieht sich ein paar dunkle Wolken vor's Gesicht. Es scheint ihn zu ärgern, dass ich an den Strand gehe. Das Meer ist nicht sein Element, da zu laut. Es braust und trägt lauter Schaumkronen. Weit draussen liegen etliche hell erleuchtete Schiffe. Wer weiss, was dort geschieht. Düstere Geschichten... Wie können eigentlich phantasielose Menschen auf dieser gottverlassenen Insel leben? Ich frage mich, wie man überhaupt ohne Phantasie existieren kann. Ohne sie gäbe es doch gar keine Welt. Die „Urkraft“, der „Urgeist“ bestand zum Teil aus Phantasie. Vielleicht gehört Mut dazu, wie ja auch zum Träumen. Das Traumzeug wuchert zu dieser Stunde in den Gärten, schlingt sich um Zaunpfähle, entert kahle Apfelbäume und baut Laubhütten. Was sich traut, spielt mit den letzten Kohlköpfen Ball und jagt mir so einen Schreck ein, dass ich gleich ein paar Schritte schneller gehe. In den ganz dunklen Strassen werden die Märchen geboren. Ab und an entstehen auch welche in einem der roten oder himmelblauen Fischerboote, die unten im Hafen liegen. Möglicherweise heute nacht, denn sie schaukeln so unruhig hin und her.

*Edda Gutsche, *1963, schreibt Lyrik und Prosa sowie kulturhistorische Reiseführer. Veröffentlichung von Gedichten in Anthologien, Literaturzeitschriften, Zeitungen u.a.m.*

Eine Wende "falle"

Wie lustig könnte Demokratie sein, wenn sie nicht so verdammt ernst wäre!

„Herr Doktor Fürst lässt bitten“, ließ die Sekretärin mit dem Kaninchenblick den Rentner Amadeus Harmlos aus Leipzig wissen, der auch gleich spornsstreichs an einer leichten Brise Joopparfüm vorüberruderte, um das Imperium des genannten Fürsten erlaubterweise zu betreten. Rein umfangmäßig passte Amadeus Harmlos durch die Tür, während er das gönnerhafte Lächeln der Vorzimmerdame schon gar nicht mehr registrierte in Erwartung der Beamtenpersönlichkeit aus Düsseldorf, die nun heuer im Dschungel des Ostens Deutschlands zu wildern und nach dem Rechten zu sehen hatte. Bei dem würde er ja wohl sein Recht kriegen, weil sicher auch der an Weihnachten - jetzt sagte man plötzlich AN und nicht mehr ZU Weihnachten - '88 oder '89 für Amadeus Harmlos ins Düsseldorfer Einfamilienhausfenster eine Kerze gestellt hatte, um seiner – nämlich dem Harmlos – hinter der Mauer zu gedenken. Und der würde bestimmt auch die Bibel kennen!

„'n Morgen!“ warf er deshalb frisch dem Bruder aus dem alten SPD-regierten Lande zu.

Amadeus Harmlos war indes dialektmäßig ans SED-regierte Neuland gebunden.

Mehr gnädig denn grüßend nickte der Fürst und wies dem Harmlos einen entfernten Sessel zu, derweil sein Blick über die Nickelbrille hinweg in die Tiefe der vor ihm sitzenden östlichen Rentnerseele drang. Dann ergriff das Element Fürst sogleich neue Nahrung und sagte: „Nun, Herr, äh... Wie war doch gleich der Name?“

Harmlos strahlte und deutete eine knappe Verbeugung von Stuhl zu Stuhl an.

„Harmlos! Amadeus Harmlos!“

„Nun, Herr Harmlos, was führt Sie zu mir?“

Der Kaninchenblick, von der Patrouille über die ostdeutsche Auslegware dieses nun bedeutenden Büros zurückgekehrt, ließ flink eine Boulette verschwinden. In diesem Augenblick sah sie aus als brauche sie einen neuen Tesafilm, um ihr zerrissenes Liebesleben wieder zusammenkleben zu können. Und der Fürst lugte nach dem Telefon, denn das Klingeln eines teutschen Telefonapparates verleiht einem ebensolchen teutschen Beamten immer den Status eines Helden und vielgebrauchten oder wichtigen Menschen (obwohl die meisten niemand braucht), aber leider rief beim Fürsten ‚kein Schwein an‘.

„Nun, Herr Harmlos? – Sie sehen ja...“ (Obwohl Amadeus Harmlos gar nichts sah.)

„Ich stehe bei Ihnen im Verdacht, Herr Doktor Fürst, meine Strafe nicht ordnungsgemäß bezahlt zu haben!“

„Wie das?“ (Beinahe wäre bei diesem Ausruf die alte Bundesrepublik zusammengebrochen.)

Harmlos schob ein amtliches Schreiben mittels zweier Finger über die neue Düsseldorfer Schreibtischplatte.

„Sehen Sie, es käme mir nie in den Sinn, für Fehler, die ich begangen habe, nicht ordnungsgemäß einzustehen.“

„Da sei Gott vor!“ rief der Fürst wie entsetzt aus, und der Kaninchenblick begann sofort, Computer und Boulette zu sichern.

„Aber wieso?“ nahm er den Faden wieder auf.

„Das Übliche, Doktor Fürst, das Übliche! – Ich fuhr mit meinem ‚Trabi‘ zu schnell!“

„Kann ja mal passieren, hä, hä, hä!“

„Ihre Kameraden blitzten!“

„Tut mir für Sie leid, Herr Harmlos.“

„Dreizehn ka-em-ha zu schnell!“

Der Kaninchenblick zuckte zusammen und wurde zum Spielverderber, wie er im Buche steht, denn sie lachte nicht, da ihr

der Atem stockte. Wie ein zu früh erwachtes Waldvögelein hockte sie hinter dem für sie viel zu großen Schreibtisch.

„Nein!“ klopfte sich der Fürst auf den linken Oberschenkel, denn er war Linkshänder. „Das ist ja eine Ordnungsstrafe von 50 Mark! – Haben Sie die etwa nicht bezahlt? – Offensichtlich ein Versehen, nicht wahr?“

„Bewahre!“ rief der sonst so gutherzige Harmlos heftig. „Wie könnte es ein Versehen sein, wenn es um’s Geld geht?“

Der Kaninchenblick hatte praktischerweise sofort in den Computer geguckt und diese offizielle Informationsquelle veranlasste sie zum Spitzen der Lippen, da diese ja nicht log.

„Nur 41 Mark überwiesen, Herr Doktor!“

„Von 50?“

„Von 50!“

„Wollen Sie mir das bitte erklären?“

„Gern! – Ihr Ordnungsstrafblatt hat einen Fehler. – Wir sind hier im Osten, nicht im Westen!“

Der Kaninchenblick schöpfte wie wissend tief Atem, stellte die Ohren auf und begann, die sich anbahnenden Jagszenen zu erahnen. Fürsts weiß gestrichenes Gebiss blinkerte.

„Was hat denn das mit dem Osten zu tun?“

Der Kaninchenblick blieb wie ein versteinertes Zeitzeuger sitzen und lächelte dann unschuldig.

„Viel, sehr viel“, sagte Harmlos mit düsterer Ehrlichkeit. „Wissen Sie, ich bin ein genauer Mensch und kühler Rechner. Ich bekomme als Ostrentner nur 81 Prozent der Westrente. – In diesem Falle bezahle ich nur 81 Prozent von diesen 50 Mark! Das sind genau die 41 Mark, die ich an Sie überwies!“

Fürst und Kaninchenblick schlossen kurz wie leidend die Augen.

„Bravo, bravissimo, ein deliziöser Einfall“, lachte der Bürovorsteher jovial, und Harmlos schien es, als habe dieser mit den Fingern eine stromführende Steckdose berührt. Dieses ‚Bravo. Bravissimo‘ klang aber auch so, als hätte Amadeus Harmlos gerade versucht, dem Fürsten die sicher

nicht mehr ganz taufrische düsseldorfer Ehefrau auszuspannen.

„Ein Ordnungsgeld von 50 Mark“, sagte er dann mit sanfter Stimme, „bringt doch nichts, sich wegen 9 Mark gegen das Gesetz zu stellen.“

Und er schloss ergeben vor diesem Gesetz die Augen.

„Ich klage nicht gegen Immobilien, Herr Doktor Fürst. Ich beklage mich gegen die Ungerechtigkeit, denn ich bin ein gerader Mensch. Und unser Landesdoppelbett scheint schon längst nicht mehr der Inbegriff der Liebe anno ’89, sondern Liebeskiller geworden zu sein. Und auch schon in der Bibel steht: Gerechtigkeit macht ein Volk groß. Unrecht aber macht ihm Schande. - Summa summarum – hiesiges Vergehen, hiesige Strafe! – Ist doch logisch?“

Der Fürst hub nun zu einer Rede über die Einheit Deutschlands an, die nicht anders klang als die aus dem Munde des Pressesprechers des Deutschen Bundestages. Dem Kaninchenblick lief dabei eine Gänsehaut über den Rücken.

„Ist sicher richtig, was Sie da sagen, Doktor Fürst, aber trotzdem muss man im Osten immer einen gescheiterten Kopf haben und sich zu helfen wissen.“

„Gescheiter Kopf? – Dann zahlen Sie, wenn Sie den haben!“

Der Fürst begann, die zahlreichen Möglichkeiten seiner Stimmverwandlung auszuschöpfen.

„Darüber muss ich schmunzeln, Herr Doktor Fürst. Vor’m lieben Gott und auf dem Klo sind wir alle gleich.“

Das Kaninchenblick hyperventilierte.

„Aber nicht vor Politik und Wirtschaft!“ bemerkte der Fürst.

„Ich hege grundsätzlich große Sympathien für Politik und Wirtschaft! Doch ich bin wie gesagt ein genauer Rechner und gewissenhafter Mensch – also genau für Politik und Wirtschaft geboren.“

„Ich nehme an, Sie sprechen immer noch von den 50 Mark?“

„Von den 41!“ donnerte nun Amadeus Harmlos preußisch-korrekt und teutsch.

„Und ich bezahle das und keinen Deut“ –

das allerdings war die holländische Währung – „mehr!“

Noch hatten sich der Fürst und der Kaninchenblick nicht von der niederländischen Bedrohung erholt, da flüsterte sie zaghaft: „Das geht aber nicht.“

„Und ob das geht!“

„Da fehlen aber doch 9 Mark. – Und die Buchhaltung? Wie soll denn die das verbuchen?“

Nur mäßigen Beifall heimste sie dafür vom Fürsten ein. Im Stillen dankte Harmlos seinem Herrgott, dass er nicht mit der Bürde und der Last eines teutschen Beamten gezeichnet war.

„Beweisen Sie mir mal, dass 9 Mark fehlen“, forderte Amadeus Harmlos mit listiger Miene die staatliche Gewalt auf.

„Na, so was“, brummte der fürstliche Beamte, „das finden Sie in der entsprechenden Verordnung.“

Zur Widerlegung bezog Amadeus Harmlos Stellung, indem er auf seinem Stuhl eine kämpferische Haltung einnahm. „Das haben Sie sich just so ausgedacht! Entweder sind wir alle aus dem gleichen deutschen Holz geschnitten, aber dann in allen Dingen, oder nicht!“

Doktor Fürst zupfte einen blühenden Zweig aus der Vase – Zweig und Vase hatte der Kaninchenblick mitgebracht – und betrachtete diesen sinnend. Wie immer, wenn es um’s Gesetz ging, hüpfte sein Adamsapfel auf und nieder.

„Nun sagen Sie mir schon ehrlich, warum Sie nicht richtig zahlen wollen. – Berufsprobleme? – Ach, Sie sind ja Rentner! – Geldsorgen? – Vielleicht eine Ehekrise? – Oder gar eine Geliebte? Hä, hä, hä?“

„Nun brechen Sie bloß Ihre Musi ab!“ warf Harmlos zornig in den Raum. „Durch mich vergrößern Sie Ihren Umsatz jedenfalls nicht!“

Aus den Augen des Kaninchenblicks leuchtete ungeduldige Erwartung.

„Zerren Sie mich doch vor’s Schiedsgericht! Vielleicht bezichtigen Sie mich auch des Diebstahls? So weit würde es noch kommen! Sie, ... Sie...!“

Eine Geschichte mit Tiefgang, dachte Doktor Fürst. Diesen Osten kannst du vergessen; da fangen gar schon die Mäuse an zu tanzen!

„Sie sind ja hellwach“, meinte er achselzuckend, „und so etwas im guten alten Deutschland!“

Einen Moment starrte er Harmlos unschlüssig an. Was sollte er nur mit diesem ‚Ossi‘ tun?

„Pfeifen Sie doch einmal auf Ihre Vorschriften!“ rief Harmlos.

„Solange Leben in mir ist, um Gottes Willen nein!“

Und der Kaninchenblick seufzte aus tiefster Brust, so als habe sie Genehmigungen für’s käufliche Liebesleben als Pornographie von europäischem Rang abzulehnen oder zu erteilen und sie selbst nie in den Genuss einer solchen Zustimmung kommen dürfte. „Erlauben Sie mal...“ Abwehrend streckte der Fürst die Hände gen Himmel. (Man müsste etwas Gutes, Aufrichtiges sagen dürfen, dachte er, aber die Gesetze verboten ihm, das Passende zu finden und Mitleid zu haben.)

„Herr Harmlos“, hub er deshalb wieder an, „Sie müssen nun mal gemäß den Gesetzen des deutschen Volkes leben, dessen Gesetze Sie – nun auch haben. Dieses Ü – „ – beinahe hätte er ‚Überallesvolk‘ gesagt – „überragende Volk ist nicht mehr in zwei Teile gespalten. – Sie sehen’s doch selbst, wie vieles Ihnen hier noch fehlt...“

„Was Sie nicht sagen! Ich bestelle noch eine Kerze für die Gnade, Ihre Gesetze kennen zu lernen. Bevor ich in die Grube fahre! – Und diese 9 Mark nehme ich auch noch mit!“

„Scherz beiseite, Herr Harmlos! Das könnte Sie drei Tage Erzwingungshaft kosten!“

„Na, Sie müssen doch nicht sitzen! Schließlich habe ich vierzig Jahre gesessen, da kommt mir’s auf drei Tage auch nicht mehr an!“

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen

Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles.

Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten,

von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

Abstoßung

Komm über den See, auf dem
das Eis Risse hat und sich reibt.
Der Mond versammelt Wolken im Kreis.
Das Wetter schlägt um, Nebel zieht auf.

50er-Jahre-Gedicht

Mit einem Mantel
kann man
sich schützen
vor der Kälte
der Umgebung
genau so
wie man
die Umgebung
schützen kann
vor der Kälte
in einem selbst
mit einem Mantel

Clemens Schittko

Geboren 1978 in Berlin/DDR. Ausgebildeter Gebäudereiniger und Verlagskaufmann. Abgebrochenes Studium der Literatur-, Musikwissenschaft und Philosophie. Arbeitete u.a. als Fensterputzer und Lektor. Seit 2002 über 100 Zeitschriften-Veröffentlichungen im Over- und Underground (zuletzt u.a. in Der deutsche Lyrikkalender 2010). Lebt in Berlin(-Friedrichshain).

Schlaflose Nacht

Schlaflos,
die Nacht ruhig und still.
Von ferne naht ein Grollen,
leise Angst umkrallt mein Herz.
Wind verstärkt sich zum Sturm
und tobt in mir.
Der Tornado heult
ausdauernd und mächtig.
Ermattender Wind und prasselnder Regen
auf dem Dach
erlauben mir etwas Schlaf.
Wie lange wird es wohl dauern
bis zur nächsten schlaflosen Nacht?

Angelika Schranz

Schlaflos

Silberlicht
spielt auf flatternden Lidern

Nervöse Muskeln
üben Wadenkrämpfe

Sekundenzeiger
stolpern müde durch die Nacht

der Mond
verströmt schweigend seine Kälte

bei Vollmond
altern wir doppelt schnell

mary west

Alltag

Unser Leben

immer
in Bewegung
stets
der gleiche Wellenschlag

ob nur
die Gischt uns an den Füßen kitzelt
oder gerade unser Leben kippt

ob uns die Sonne einen schönen Tag beschert
oder verdammt noch mal der Freund ertrinkt

die Wasser klatschen
wie gewohnt ans Ufer

immer
in Bewegung
stets
der gleiche Wellenschlag

mary west

Warnung!

Der Ritt auf dem Tiger
durch die Eishölle der Massen
ins leere All
Subkulturen aus Glasperlen
die als Sonne dienen
Die Ritter der Discoteken

marschieren auf
beim Donnern der Lautsprecher
Neonröhren fabrizieren
kaltes Licht
Motorräder walzen heran
wie Panzer
in den Minengürtel
der Angst
Verhelfen der Dekadenz
zur Macht.
Flucht nach vorne?

Bernd Wiebus, 1977

PARADIES

Nicht hier
Aber auch nicht dort
Irgendwo dazwischen
Im Nirgendwo
Manchmal
ganz nah

Bei dem Baum
Bei dir
Im Schatten der Äpfel

DIE FRÜHLINGSHEXE

Sie fliegt
Sie ist alt und sie ist jung
Sie macht es

Die Schenkelschere geöffnet
produziert sie Knospen, die
aufspringen, kleine Geschosse
eines ums andre

Bis ein Blätterdach sie
zudeckt mit Schlaf

Angelica Seithe

*lebt in Wetttenberg bei Gießen und in München, psychologische Psychotherapeutin,
Lehrtätigkeit, Autorin.
2009 Sonderpreis Lyrik beim Wettbewerb um den Nordhessischen Autorenpreis
www.angelica-seithe.de*

*Quelle der Gedichte: „Über der strömenden Zeit. Gedichte.“ Verlag Neues-Literaturkontor,
Münster 2009.*

Mein Stein

Überm Meer die Möwen kreischen,
Äpfel plumpsen reif ins Gras,
Drachen überm Wasser kreisen,
Jung und Alt hat seinen Spaß.

© Han-Jü – 8.8.2009

Segelboote fahr'n und Kutter,
Frachter, jede Art von Kahn.
Christentum nach Martin Luther,
Kirchtürme mit Gockelhahn.

Gänse schnattern nur am Tage.
Nachts ist eine Seelenruhe.
Textilfrei baden? Kommt nicht in Frage!
Laufen kann man ohne Schuhe.

Fischgerichte gibt's in Fülle,
Sauerfleisch ist Spezialität.
Auch das ist August-Idylle,
wenn der Rasen wird gemäht.

Marienkäfer es viele hat.
Sie krabbeln und fliegen und taumeln.
Kinder buddeln tief im Watt.
Hier kann deine Seele baumeln.

Du ziehst den Strand entlang 'ne Spur
und lässt die Zeit verrinnen,
genießt das Leben, die Natur
mit allen deinen Sinnen.

Und kommt der Tag dann irgendwann,
da du dies Stein¹ musst lassen – tja,
rufst du, so laut man rufen kann,
zum Abschied bloß „ohauaha!“

¹ Dieses Gedicht bezieht sich auf Stein bei Laboe,
Kieler Förde.

*Hans-Jürgen Gaiser
geboren an einem Sonntag im Jahre des
Drachen, 1952, in Heidenheim an der Brenz.
Nach Bundeswehrdienst (Sanitäter) Studium
der Luft- und Raumfahrttechnik an der
Universität Stuttgart. Ab 1979 Arbeit in der
Forschung und Entwicklung in einem
Stuttgarter Automobilunternehmen.*

*All die Jahre Entwicklung der Interessen und
Fähigkeiten in Musik und Literatur. Spiele
seit dem 12. Lebensjahr Gitarre, von Rock,
Blues, internationalem Folk bis zur Klassik.
Seit 10 Jahren Mitglied in einem
deutschsprachigen aber internationalen
Verein zur Pflege der Kunst und des
Humors. Ca. 15 Veröffentlichungen in
Anthologien, Literaturzeitschriften und
Gedichtbänden. Dritter Preis bei einem
Gedichtwettbewerb.*

Rezension „Dein neues Leben - Ratschläge für Dein Leben in Deutschland“ von Luc Degla

Luc Degla aus Benin hat vier Jahre lang in Moskau studiert und seit Mitte der 90er Jahre in Braunschweig. Nun gibt er einem fiktiven Neffen seine Erfahrungen in Form von Tipps weiter. Nützlich sind diese sicher für alle ausländischen Studierenden.

Das Büchlein beginnt mit:
*Ich kannte nur eine Welt
Bis der Fremde in meinem Haus erschien
Ich kannte nur eine Sprache
Bis der Fremde in meinem Haus erschien
In seinen Augen sah ich
Ein anderes Bild von mir*

Damit beschreibt Luc Degla nicht nur seine eigenen Erkenntnisse, sondern auch diejenigen, die er beim Leser auslösen möchte. Und das gelingt ihm wunderbar provozierend, auch wenn er sich stets vorsichtig ausdrückt und betont, er gebe nur seine persönlichen Erfahrungen und Meinungen wieder, die nicht repräsentativ sein müssen. Andererseits gibt es keinen Grund zu glauben, seine Erfahrungen seien es nicht.

Gerade die kleinen Anekdoten und Tipps sind es, die uns Deutschen den Spiegel vorhalten. Geht es bei uns wirklich so hinterwäldlerisch zu, dass kleine Kinder sich vor schwarzen Menschen fürchten und mancher Erwachsene schwarze Haut berührt um zu sehen, ob sie abfärbt? Dass es Menschen gibt, die sich für besser

halten als einen Afrikaner und diesen belehren wollen, glaube ich sofort. Dieselben Besserwisser tun das auch mit 99% der restlichen Menschheit.

Degla beschreibt diese so: „...[Sie] wollen von den Fremden eindeutige Erklärungen. Wobei die Erklärungen nie ausreichend genug sein werden. Sie maßen sich sogar an, die anderen belehren oder zu einem wie sie selbst machen zu wollen. In diesem Sinne stellen viele Leute Fragen über Fragen. Sie diskutieren immer wieder und kommen nie vom Thema ab. Sie werden manchmal aggressiv und halten ihren Gesprächspartner für den Vertreter eines ganzen Volkes.“

Obwohl dieses Buch deutlich macht, wie fremd man sich in Deutschland fühlen kann, ist es vor allem versöhnlich. Luc Degla erklärt und entschuldigt das schmerzhafteste Verhalten, das ihm begegnet. Vieles ist einfach typisch menschlich: Umgekehrt fürchten sich afrikanische Kinder vor Weißen; und auch in Afrika hegt man Vorurteile gegenüber Menschen aus anderen Ländern oder sogar Landesteilen. Anderes entspricht der deutschen Tradition: beispielsweise die deutsche Bürokratie, Ver(un)sicherungen und Mülltrennung. Degla bietet Landsleuten alternative, versöhnliche Sichtweisen, damit sie sich über unhöflich erscheinendes Verhalten weniger ärgern und es besser, positiver verstehen.

Er gibt konkrete Tipps wie: „Schreib nie deine Abschlussarbeit bei einem Professor, der sich irgendwie negativ über deine Herkunft geäußert hat.“

„Falls ein Deutscher dich wegen deiner Fehler auslacht, solltest du diesen Satz im Kopf behalten: Du sprichst seine Sprache, er kann deine überhaupt nicht.“

„Jemand, der sich dir gegenüber schlecht benimmt, hat vielleicht einfach einen schlechten Tag. Die Verkäuferin im Supermarkt muss nicht fremdenfeindlich sein, wenn sie zu dir unhöflich war.“

Luc Degla rät auch dazu, sich den Regeln anzupassen und darauf zu achten, den Ruf ausländischer Studenten nicht zu zerstören, beispielsweise im Verhältnis zu Vermietern, die sowieso nicht gerne an afrikanische Studenten vermieten. Er weist darauf hin, dass Fragen nach dem Islam nicht böse gemeint sind, denn die meisten Deutschen seien sowieso nicht religiös, sondern nur durch den 11. September überhaupt am Islam interessiert, leider aber nicht genügend informiert.

Er betont, wie wichtig für den ausländischen Studierenden Menschen sind, z.B. eine Kontaktperson im Heimatland (als „Draht zur Heimat“, um Neuigkeiten zu erfahren und wenn man endgültig nach Hause zurück kehrt), auch eine Partnerin im neuen Land (hilft sehr, die Sprache zu lernen!). „Um Fehler im Wohnheim zu vermeiden, ist es besser, in den ersten Tagen mit einem älteren ausländischen Studenten, einem Landsmann oder einem aus einer benachbarten Region zu reden, damit er dir zeigt, wie man sich zu verhalten hat.“

Über diese praktischen Tipps hinaus enthält das Buch auch Essays über politische und soziale Themen, die ebenfalls eine unkonventionelle Sicht

vermitteln. So bezweifelt er, dass das Bruttosozialprodukt den Reichtum eines Landes messen kann, insbesondere wo zwei Drittel des Umsatzes vom viel zu schwachen Staat weder erfasst noch besteuert werden.

Im Vergleich der drei Kulturen, in denen er gelebt hat, stellt der Autor fest, dass die Menschen überall dieselben Themen umtreiben und sie sich wenig voneinander unterscheiden. Der Hauptunterschied liegt darin, wie bereit sie sind, sich Machtstrukturen und Konventionen zu unterwerfen.

Luc Degla wurde 1968 in der westafrikanischen Republik Benin geboren. Von 1995 bis 2005 studierte er sowohl Maschinenbau als auch Wirtschaftsingenieurwesen an der TU Braunschweig. Der Autor lebte als Student in unterschiedlichen Teilen der Welt, unter anderem an der Université du Benin in Cotonou und der Universität Patrice Lumumba in Moskau. Braunschweig wurde zur Wiege seiner literarischen Karriere. Hier ging er als Kneipier und als Vorsitzender des Vereins Afrikanischer Studierender mit den unterschiedlichsten Facetten des Lebens auf Tuchfühlung. Luc Degla schreibt Kolumnen für das Stadtmagazin „da capo“ und das Internet-Portal „IT-Region 38“.

Weitere Veröffentlichungen: „Das Afrikanische Auge“ (Erzählungen, Cargo Verlag 2006) und „Freiheiten“ (Gedichte, Lenzkircher Verlag 2008)

Taschenbuch, 57 Seiten
Mohito Verlag, 2009
ISBN 978-3-9812160-0-4

Rezension: „Die Schuld, eine Frau zu sein“ von Mukhtar Mai

„Um zu kämpfen, musste ich alles verlieren. Meinen Ruf, meine Ehre, alles, was mein Leben ausmachte.“

Offiziell ist Pakistan ein demokratischer Rechtsstaat, doch auf dem Land im Punjab herrschen noch vorislamische Sitten. Rache- und Ehrendelikte werden nicht juristisch verfolgt und die Stammesgerichte bilden eine eigene Gerichtsbarkeit, der sich auch die Polizei nicht entgegen stellt. Diese Stammesgerichte richten kostengünstig, doch nicht unparteiisch.

Und so konnte es geschehen, dass Mukhtar das Opferlamm wurde, das ihre Familie zu bringen hatte, um erfundene Vorwürfe ihrer mächtigen Nachbarn zu sühnen. Mukhtars kleiner Bruder, ein Kind noch, sollte die Nachbarstochter belästigt haben. Auge um Auge, Zahn um Zahn, nach diesem Prinzip wurde nun Mukhtar von vier Männern der feindlichen Sippe vergewaltigt und dann halb nackt auf die Straße geworfen. Das halbe Dorf sieht zu. Sie schleppt sich nach Hause. Ihr Schicksal scheint vorgezeichnet: In einer solchen Situation bleibt einer Frau nur noch der Selbstmord.

Doch ihre Mutter verweigert ihr die Hilfe dazu, ihre Familie steht zu Mukhtar. Und so findet sie die Kraft, das Verbrechen bei der Polizei anzuzeigen. Dort setzt die Analphabetin ihren Daumenabdruck unter ein leeres Blatt Papier. Diese ihre angebliche Zeugenaussage soll später beweisen, dass sie lügt.

Als sie den Betrug durchschaut, gibt sie nicht auf. Jahrelang. Teile der Presse und dann Frauenrechtsorganisationen unterstützen sie. Die Minister ihres Landes kümmern sich persönlich um sie und lassen ihr Haus von Polizisten bewachen. Ihr Leben wird nicht nur durch die Nachbarsfamilie bedroht, sondern auch durch Rufmord. Die Aufmerksamkeit, die einer muslimischen Frau nicht ansteht, und ihre Schule wecken den Neid. Ihre Schule. Selbst Analphabetin, verfolgt sie den Traum, dass in ihrem Dorf auch Mädchen Lesen und Schreiben lernen sollen: „Aber ich werde den Mädchen das Lesen

beibringen und es auch selbst lernen. Nie wieder werde ich per Daumenabdruck meine Unterschrift auf ein unbeschriebenes Blatt setzen.“ Eine Ministerin und Spendengelder machen es möglich.

Als zum ersten Mal in der Geschichte des Landes ein Todesurteil wegen einem Ehrendelikt verhängt wird, endet die Angst immer noch nicht. Denn die vier Täter gehen in Berufung und werden sogar auf freien Fuß gesetzt.

Dieses Buch beschreibt ein Volk während seiner schmerzhaften Wandlung in einen demokratischen Rechtsstaat. Hierzu benötigt es mehr als geschriebene Gesetze und eine Infrastruktur. Frauen müssen den Mut aufbringen, ihre Peiniger anzuzeigen, und die Kraft, das lange Gerichtsverfahren bis zuletzt durchzuziehen. Gerade die nichtstaatlichen Organisationen wie Presse und NGOs tun hier das Ihre dazu.

Dieses Buch muss man als ein dokumentarisches Werk lesen. Dazu gehören auch eine kurze Einführung in die pakistanische Geschichte sowie viele Fotos von Mukhtar und ihrem Lebensumfeld. Ein literarisches Kunstwerk ist das Buch leider nicht. Zu sehr wirken manche Sätze Mukhtar von der Ghostwriterin in den Mund gelegt wie beispielsweise: „Ich wusste nicht, dass ich Rechte habe.“ Nur unzureichend wird der tiefe Schmerz der jungen Frau wiedergegeben. Zu abgeklärt klingt der Bericht über die Tat. Wie weit hat Mukhtar sich der Ghostwriterin wirklich offenbart?

Auf mich wirkt es als würden diejenigen Teile der Geschichte, die nicht zu den Zielen des französischen Erstverlegers passen, an den Rand gedrängt. Mir scheint Mukhtars Dankbarkeit gegenüber vielen, die ihr beistanden und Kraft gaben, als reine Höflichkeit herabgespielt. Denn inmitten der Menagerie aus skrupellosen Bösewichten erscheinen doch immer wieder freundliche, hilfreiche Gesichter auf der Bühne: die ehrlich erschütterte Ministerin, der väterlich-gütige Richter, der sich feinfühlig des heiklen Falls annimmt. Die Presse, die mit ihrer Berichterstattung nicht dem Zeitgeist der

Massen nach dem Mund redet. Die Familie, die zur ihr steht. Diese Solidarität inmitten einer traditionellen Welt mit strengsten Regeln finde ich ermutigend und Mukhtar offensichtlich auch, denn sie gaben der bescheidenen, gedemütigten Frau die Kraft, ihre peinliche Geschichte öffentlich zu machen und der örtlichen Mafia die Stirn zu bieten. Welche Hoffnung diese Zivilcourage für Pakistans Gesellschaft bedeuten, kommt für mich in diesem trocken geschriebenen Buch zu kurz, das lieber die pakistanischen Frauen zu Opfern stilisiert. Aus meiner Sicht fehlt

diesem Land vor allem eines: nämlich dass die Bevölkerung – besonders die Frauen – ihrem modernen Rechtssystem vertrauen. Dieser Gerichtsprozess bringt das Land einen Schritt voran zu diesem Ziel.

Als Weltbild Taschenbuch 2010; 178
Seiten, 3,95€
ISBN 978-3-86800-319-2

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Die Bücherdiebin“ von Markus Zusak

Januar 1939. Im Zug nach München sitzen Liesel Meminger, 9 Jahre, ihr kleiner Bruder Werner und ihre Mutter. Sie fahren zu Hans und Rosa Hubermann, die sich mit der Pflege der Kinder ein kleines Zubrot verdienen wollen.

Kurz vor dem Ziel sackt der Bruder auf seinem Sitz zusammen. Er ist tot. In einem Dorf bei München wird er beerdigt. Bei der Beerdigung rutscht einem Friedhofsarbeiter das Buch „Handbuch für Totengräber“ aus der Tasche. Liesel nimmt es verstohlen an sich. Es erinnert Liesel für immer an ihren Bruder, der ihr jahrelang in schweren Träumen den Schlaf rauben wird und an ihre Mutter, die sie nie wieder sehen wird. Fortan spielen Bücher für Liesel eine besondere Rolle, sie erzeugen in ihr eine magische Anziehungskraft.

Das Besondere an diesem Buch ist die Perspektive: Der Erzähler ist keine „fassbare“ Person, sondern der Tod. Er macht sich Gedanken, erklärt seine Anwesenheit, rechtfertigt sich, beruhigt die Leserschaft: „Bleibt ruhig... Ich bin nicht gewalttätig. Ich bin nicht böse. Ich bin das Ergebnis.“ Wie im richtigen Leben erschreckt er uns zwar, nimmt uns die Liebsten fort und verschwindet dann

wieder. Jegliche Gedanken an ihn werden verdrängt. Das Leben bzw. die Handlung führt uns hierhin und dorthin. Und plötzlich taucht der Tod wieder auf, steht da, als wäre er nie weg gewesen.

Trotz der schwierigen Zeiten im 2. Weltkrieg, besonders für Kinder und Jugendliche, trotz Hunger, Angst und Judenverfolgung, trotz Dachau und trotz der rauen Sprache, die in dieser Zeit/ in diesem Roman vorherrscht, versprüht der Tod eine gewisse Leichtigkeit und Sanftigkeit. Der Autor zeigt mit ungewohnten, aber eindeutigen Bildern („... sein Schlips ist wie das Pendel einer Uhr ...“, Seite 293) und seiner poetischen Sprache („aus den geschändeten Seiten... entsprangen Skizzen, ... die in Max' Augen die Ereignisse zusammenfassten“) ein ernstes und doch anrührendes Bild der Zeit. Mit seinen kurzen Erzähl-Etappen, Beobachtungen, Erklärungen und einigen wenigen Illustrationen erinnert mich das Buch in seiner Struktur an Erich Kästners „Pünktchen und Anton“.

Markus Zusak ist ein großartiger Roman gelungen, den ich auch durchaus Jugendlichen in die Hand geben würde.

Über den Autoren: Markus Zusak ist 1975 geboren und lebt in Sydney, Australien. Er schreibt Romane und sein Buch „Der Joker“ wurde dutzendfach ausgezeichnet. „Die Bücherdiebin“ ist sein erstes Erwachsenenbuch, es sollte eine Reminiszenz an die Geschichte seiner Eltern werden, an deren Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, an Bombennächte und an ein paar Kinder, die bestraft wurden,

weil sie ein Stück Brot mit den Juden teilten, die nach Dachau getrieben wurden. (Teilweiser Auszug aus dem Einband)

Verlag: Blanvalet, 588 Seiten, 5. Auflage, erschienen im Oktober 2009
Originalausgabe: „The Book Thief“ bei Pan Macmillan Australia, Sydney
ISBN: 978-3-442-37395-6

Rezensiert von mary west

Rezension: „Zur Bundeswehr?“ von Heike Prassel

„Eine Mutter zwischen Verantwortung, Vorurteil und (un)freundlichem Desinteresse“ lautet der Untertitel dieses als Roman aufgemachten Sachbuchs. Weit über hundert Quellen hat Heike Prassel aus Fachliteratur und Presse zusammengetragen und ausgewertet, um dem Leser eine ausgewogene Sicht auf die Bundeswehr zu vermitteln. Auf deren Geschichte und die der UN, die Auslandseinsätze der Bundeswehr und deren Funktion im Weltgeschehen, die innere Führung und das Leben der Soldaten und Soldatinnen.

Pro und Contra, Antwort und Frage verteilen sich in diesem Roman auf verschiedene Personen, welche diskutieren, feiern, streiten und lachen. Informationen werden in Dialogen, Fernsehberichten, Chat und Internetrecherchen vermittelt. Eingebettet in den Alltag einer Mutter, deren ältester Sohn sich für sechzehn Jahre bei der Bundeswehr verpflichten will. Dies ist der Auslöser für diese Frau, sich näher mit der Bundeswehr zu beschäftigen, Bekannte zu befragen und ihre eigene Sicht in Frage zu stellen. Dieses Romanszenario nutzt Heike Prassel, um den trockenen Stoff durch unterhaltsame Vergleiche aufzulockern wie die „Rules of Engagement“ (ROE) mit Tischsitten.

Insgesamt bleibt der Stoff trocken. So werden bei einem Küchengespräch auf

einer Party Statistiken und Gerichtsurteile zitiert und beim Kaffeetrinken auf den Tisch geknallt wie die Karten beim Skat. Die Sprache, die Heike Prassel ihren Figuren in den Mund legt, ist substantivisch und voller Fachbegriffe. Da ist die Rede von der „Transformation von einer reinen Verteidigungsarmee zum Mittel der Sicherheits- und Außenpolitik im globalen Rahmen“. Beim gemütlichen Samstagmittagessen mit Freunden fallen Worte wie: „Das Ende des Kalten Krieges, die wiedergewonnene volle Souveränität Deutschlands und seine damit einhergehende Verantwortung für Sicherheit stellen gesteigerte Anforderungen an die Zukunftsplanung“. Selbst der junge Hagen, der Soldat in spe, redet altklug wie aus dem Schulbuch abgeschrieben. Bizarr finde ich es auch, mit dem 8jährigen Sohn über Kollateralschäden und Kindersoldaten zu diskutieren. Oder dass eine Mutter, deren Sohn zur Bundeswehr will, über dessen Sicherheit erst ab Kapitel vier nachdenkt. Das Ende der Handlung bleibt offen: Geht Hagen zur Bundeswehr oder nicht?

Alles in allem also eher ein Sachbuch als ein Roman, jedoch sehr wertvoll für jemanden, der sich mit der Bundeswehr beschäftigen möchte. Denn hier kommen verschiedene Sichten zu Wort und vermitteln eine differenzierte Diskussion

auch schwieriger Fragen. Für's
Weiterlesen gibt es am Ende noch ein
Quellenverzeichnis.

Taschenbuch, 248 Seiten
14,90€
ISBN 978-3-940461-08-7

adatia Verlag 2009

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	30.04.2010	30.04.2010	05.05.2010
Name	Brieftaubengeschicht enwettbewerb	Menantes-Preis für erotische Dichtung	Literaturhotel-Franzosenhohl- Kurzgeschichten-Wettbewerb
Genre	Prosa oder Lyrik (unveröff.)	erotische Gedichte oder Kurzgeschichte (unveröff., außer Veröff. auf Website)	Kurzgeschichten (unveröffentlicht)
Thema	Brieftauben		Sprung (Karrieresprung, Absprung aus einer Beziehung, Sprung ins kalte Wasser oder ins Ungewisse)
Umfang	Prosa max. 3 Seiten, Lyrik bis 1 Din A4 Seite	Max. 3 Gedichte oder 1 Kurzge- schichte à 5 Seiten (je 2000 Zeichen)	nicht länger als zehn A4-Seiten, 1,5-zeilig, 2,5 cm Rand links und rechts
Form	mit Name, Anschrift und Kurzbiografie per Post (keine E- Mails!), 2-fach (keine Originale) und auf Datenträger (Diskette oder CD)	Anonymisiert, mit separater Kurzbiographie	3-fach, einseitig ausgedruckt, anonym; in verschlossenem Umschlag: Name, Anschrift, Tel., E-Mail, Alter, Kurzbiographie, seit wann Sie schreiben, gerne Foto
Preis	Veröffentlichung auf Homepage; die besten drei erhalten je ein Brettspiel „RV-Meisterschaft“; Buchveröffentlichun- g der Homepage- Texte der Jahre 2009 und 2010	Lesung der 5 Finalisten am 12.06. 2010 in Wanders- leben: Jury-Preis (2.000€) & Publi- kumspreis (1.000€); Veröff. im „Palm- baum“; Anthologie mit 33 Texten	Lesung der Besten jeder Alters- gruppe am 10. Juli 2010 im Literaturhotel; Anthologie der besten 5 Texte jeder Gruppe; 2-tägiges Wochenende für 2 Personen im Literaturhotel Franzosenhohl
Teilnehmer			Autor/innen ohne Einzelveröffent. bei Publikumsverlagen; 3 Alters- klassen: bis 35, 35-55, 55 plus
Veranstalter	Krauß Verlag	Volksbanken und Raiffeisenbanken und Menantes- Förderkreis	Literaturhotel Franzosenhohl Isarlohn, Agentur Leseziel, Verband Deutscher Schriftsteller in ver.di.
einsenden an	Krauß Verlag Schreibwettbewerb, Hauptstraße 49 D-67361 Freisbach	Ev. Kirchgemeinde Wandersleben, Hauptstr. 54, D- 99869 Wandersleben	Agentur Leseziel Andrea Reichart, Mendener Str. 14 a, D-58802 Balve
nähere Informationen	www.kraussverlag.de/Schreibwettbewerb.htm	www.menantes-wandersleben.de/litpreis.html	Agentur Leseziel A. Reichart, +49-(0)2375-205 450, areichartatleseziel.de www.literaturhotel-franzosenhohl.de/kurzgeschichten-wettbewerb-des-literaturhotels-franzosenhohl-iserlohn/

Datum	25.05.2010	31.05.2010	
Name	Essaywettbewerb - der/die/das Nächste bitte?!	Quo Vadis: Sir-Walter-Scott-Preis	
Genre	Essay	historische Romane, deren Handlung vor 1918 spielt (veröff.)	
Thema	Die heute gültige Philosophie der nächsten Dinge		
Umfang	15.000 bis 18.000 Zeichen (ohne Leerzeichen) oder Audioproduktionen von 15-20 Minuten	4 Exemplare des Romans	
Form		Kriterien: Qualität der Recherche, historische Authentizität, Figurenzeichnung, Spannung und sprachliche Gewandtheit	
Preis	1.) 3000€, 2.) 2000€, 3.) 1000€	1.) 2000€, 2.) 1000€, 3.) 500€	
Teilnehmer		historische Romane, 2008 oder 2009 in deutscher Sprache erschienen (nicht Fantasy oder Übersetzungen)	
Veranstalter		Autorenkreis Historischer Roman „Quo Vadis“	
einsenden an	Bayerischer Rundfunk Nachtstudio/Bayern 2, Rundfunkplatz 1, D-80335 München +49-(0)89-5900-2301 nachtstudioatbayern2.de	Dr. Sabine Korsukéwitz, Petzower Str. 2a, D-14109 Berlin	
nähere Informationen	www.br-online.de/bayern2/nachtstudio/essaywettbewerb-derdiedas-naechste-bitte-ausschreibung-ID1264003233829.xml	http://www.akqv.org/scottpr10.shtml sws-preisatakqv.org	

Datum	31.05.2010	30.06.2010
Name	Hartmut und Du Short Story-Wett-bewerb zur Ausstellung „Ab ins Buch!“	Schwäbischer Literaturpreis 2010
Genre	Erzählungen (unveröff.) im Geiste der „Hartmut-und-ich“- Romane	Prosa (unveröffentlicht)
Thema	die Wohngemeinschaft des kreativen und hysterischen Philosophen Hartmut und seines stoischen, proletarischen Mitbewohners	In den Bergen
Umfang	bis 10 Seiten (insgesamt ca. 18.000 Zeichen)	bis 20 Seiten, circa 50 Zeilen à 80 Anschläge pro Seite
Form	Ausgedruckt und als Word- Dokument auf CD, anonym mit Kennwort; Name, Kurzvita, Kontakt-daten in verschlos- senem Umschlag, außen mit Kennwort	12-Punkt; Manuskript anonymisiert mit Kennwort; in verschlossenem Begleitbrief: Anschrift, Geburtsdatum, Erläuterungen zu ihren biographischen Wurzeln

xDatum	06.07.2010	01.08.2010	31.10.2010
Name	Peter-Härtling-Preis für Kinder- und Jugendliteratur der Stadt Weinheim	Tauland-Wettbewerb	Hansjörg MARTIN - Kinder- und Jugendkrimipreis
Genre	Kinder- und Jugendliteratur (unveröff. Prosa-Manuskripte), für Leser/innen 10-15 Jahre	Kurzgeschichten (unveröffentlicht)	Kinder- und Jugendkriminalromane (veröffentl.)
Thema		Grenzüberschreitungen	
Umfang	80-200 Normseiten	10-25 Normseiten, nur ein Text pro Autor/in	
Form	Deutschsprachig; gedruckt und anonym mit Stichwort; Name und Absender in einem verschlossenen Umschlag mit demselben Stichwort	postalisch dreifach, einseitig gedruckt, Formular: http://tauland-verlag.de/wp-content/uploads/2009/11/Formular-Manuskripte.pdf	deutschsprachig
Preis	5.555€; Verlag BELTZ & Gelberg hat eine Option auf die Erstveröffentlichung und bietet an, das prämierte Manuskript als Buch herauszubringen	Buchveröffentlichung der besten sieben Texte, wobei ein Text besonders ausgezeichnet wird: Preisgeld von 250€; Außerdem Lesung in Köln (Anreise, Kost und Logis)	2500€
Teilnehmer		Autor/innen deutscher Sprache	Verlage und Autoren; Krimis, 2010 erschienen, keine Wiederauflagen, keine Übersetzungen aus anderen Sprachen, keine Storysammlungen mehrerer Autoren, keine Bilderbücher, keine Comics
Veranstalter	Verlag BELTZ & Gelberg und Stadt Weinheim	tauland-verlag	Das SYNDIKAT
einsenden an	Peter-Härtling-Preis für Kinder- und Jugendliteratur der Stadt Weinheim, z. Hd. Frau S. Härtel, Kellerstr. 9, D-81667 München	tauland-verlag, Neusser Wall 4, D-50670 Köln	bitte unbedingt ZUVOR Kontakt mit der Jury-Organisatorin Barbara Wendelken aufnehmen wegen Formalitäten
nähere Informationen	www.beltz.de/haertling	http://tauland-verlag.de/?page_id=6	http://das-syndikat.com